

Stephan Braese

Erinnerungskonkurrenz. Die Erfahrung des Nationalsozialismus in der west- deutschen Nachkriegs- und Gegenwartsliteratur

Schatten der Vergangenheit oder originaler Schöpfungsakt?

Im Jahre 1947 wurde Heinrich Mann gebeten, eine Einführung in ein ‚deutsches Lesebuch‘ mit Texten aus dreihundert Jahren zu verfassen. In dieser Einleitung heißt es: „Keine Täuschung! Wer jemals deutsch schrieb, deutschen Ruf erwarb, ist in Gesellschaft aller Deutschen ohne Ausnahme mitgenommen worden nach Kiew und nach Majdanek.“¹ In diesen Worten war die Einsicht formuliert, daß die katastrophale Vernichtung, mit der die Deutschen Europa überzogen hatten, nicht nur irreparable Schäden in den Menschen hinterlassen hatte, sondern zugleich in den Kernbeständen kultureller Überlieferung. Kiew und Majdanek – Kiew steht für das Massaker von Babi Jar, in dem Waffen-SS, Sicherheitsdienst und Polizeibataillone an zwei Tagen im September 1941 33.771 Juden ermordeten; im Konzentrationslager Majdanek kamen zwischen 1941 und 1944 mindestens 250.000 Menschen um, 60 Prozent durch Hunger, Erschöpfung, Krankheit und Folter, 40 Prozent durch Vergasung² – repräsentieren an dieser Stelle von Manns Text jene Unvergleichbarkeit der deutschen Verbrechen, die einen Schatten nicht nur auf die Zukunft wirft, auf die Zukunftsfähigkeit Deutschlands und deutscher Kultur im Nachraum solcher Vernichtung, sondern auch einen Schatten zurück, auf eine Kultur, die in eine solche Gegenwart hatte münden können. Mit diesen Worten gab Heinrich Mann den Lesern dieses ‚deutschen Lesebuches‘ nicht nur auf, die kulturelle Überlieferung kritisch, ja, skeptisch auf ihre Tauglichkeit für eine humane Zukunft zu prüfen. Zugleich verwies Mann auf eine Hypothek, mit der die Deutschen ihre Sprache im Europa des Zweiten Weltkriegs und in den Konzentrationslagern belastet hatten: Die deutsche Sprache war in den besetzten Ländern zur ‚Sprache der Täter‘, in den Zügen und an den Rampen der Vernichtungsstätten zum ‚Idiom der Vernichtung schlechthin‘ geworden.

¹ H. MANN, *Einführung*, in: *Morgenröte. Ein Lesebuch*, hrsg. von den Gründern des Aurora Verlages, New York 1947, S. 19.

² I. GUTMAN u.a. (Hrsg.), *Enzyklopädie des Holocaust. Die Verfolgung und Ermordung der europäischen Juden*, München/Zürich 1998, Bd. 1, S. 144-146 (Babi Jar), Bd. 2, S. 918-920 (Majdanek).

Heinrich Manns Einschätzung der deutschen kulturellen Situation fand sein Neffe Klaus bei seinen Deutschland-Besuchen nach Kriegsende eklatant bestätigt. In zahlreichen Gesprächen mit im Reich verbliebenen Schriftstellern und Intellektuellen stieß Klaus Mann auf ein als „erschreckend“³ empfundenenes „moralisches, intellektuelles und politisches Vakuum“⁴. In einer kritischen Bestandsaufnahme der literarischen Szene in Deutschland führt Mann diese Situation unmittelbar auf das Zerstörungswerk der Nazis zurück und fordert die Besatzungsbehörden auf, durch die Publikation von Werken exilierter Autoren diesen die Möglichkeit zu geben, „die Demokratie in Deutschland vorzubereiten und aufbauen zu helfen“⁵.

Diese Analyse Klaus Manns erschien im März 1947 in der amerikanischen Zeitschrift *Tomorrow*. Nur wenige Monate darauf, im November desselben Jahres, hielt Alfred Andersch seinen Vortrag *Deutsche Literatur in der Entscheidung*, dem sich entnehmen läßt, wie im Kreis der Gruppe 47, von dem diese Ausführungen mit großer Zustimmung aufgenommen wurden,⁶ über die Frage der gegenwärtigen literarischen Situation gedacht wurde. Bereits in einer sehr grundlegenden Frage ist eine Differenz zu beobachten: Hatte sich für Klaus Mann spätestens in der schließlichen militärischen Niederschlagung des NS-Regimes erwiesen, daß die Partei des entschiedenen Antifaschismus historisch Recht gehabt hatte, konstatiert Andersch eine „Brüchigkeit aller sich uns anbietenden Wertsysteme“⁷. Diese unterschiedliche Einschätzung hat Folgen auch für die Beurteilung der allgemeinen ‚geistigen‘ Situation und der literaturpolitischen Konsequenzen, die aus ihr zu ziehen seien. Statt eines ‚erschreckenden intellektuellen Vakuums‘, das Klaus Mann als direkte Folge der langen NS-Jahre wahrgenommen hatte, erkennt Alfred Andersch eine ‚tabula rasa‘, die gekennzeichnet sei von ‚Voraussetzungslosigkeit‘⁸. Diese Auffassung hatte Klaus Mann in einem schon zwei Jahre zuvor verfaßten Artikel im Kern vorweggenommen, als er schrieb: „Für den

³ K. MANN, *Die literarische Szene in Deutschland*. Ersterschienen unter dem Titel *The Literary Scene in Germany*, in: *Tomorrow*, März 1947, S. 15-20, hier zitiert nach K. MANN, *Auf verlorenem Posten. Aufsätze, Reden, Kritiken 1942–1949*, hrsg. von U. NAUMANN/M. TÖTEBERG, Reinbek bei Hamburg 1994, S. 384.

⁴ K. MANN, *Unsere Aufgabe in Deutschland*. Ersterschienen unter dem Titel *The Job Ahead in Germany. Military Victory Is Just The Start In Reeducation Of German People*, in: *The Stars and Stripes*, Rom, 13.05.1945, hier zitiert nach MANN (wie Anm. 3), S. 220.

⁵ K. MANN, *Die literarische Szene in Deutschland*, hier zitiert nach der Übersetzung in: *Europäische Ideen*, Berlin, H. 52 (1981), S. 21.

⁶ Vgl. K. BRIEGLEB, ‚Neuanfang‘ in der westdeutschen Nachkriegsliteratur – Die Gruppe 47 in den Jahren 1947–1951, in: S. BRAESE (Hrsg.), *Bestandsaufnahme. Studien zur Gruppe 47*, Berlin 1999, S. 48 f., Anm. 37. Vgl. auch im selben Band I. HEIDELBERGER-LEONARD, *Zur Dramaturgie einer Abwesenheit – Alfred Andersch und die Gruppe 47*, S. 98.

⁷ A. ANDERSCH, *Deutsche Literatur in der Entscheidung – Ein Beitrag zur Analyse der literarischen Situation*, in: G. HAFFMANS (Hrsg.), *Das Alfred Andersch Lesebuch*, Zürich 1979, S. 125; Kursivierung S.B.

⁸ Ebd., S. 129.

Durchschnittsdeutschen ist die Zukunft nichts als ein leerer Raum.“⁹ Ein leerer Raum bezeichnete hier nichts anderes als die Leichtigkeit einer Leere, in der noch nichts entschieden ist. Eine solche Auffassung, eine solche Konstruktion suchte die gegenwärtige Situation von ihrer konkreten Vorgeschichte abzukoppeln – wo ‚Voraussetzungslosigkeit‘ herrschte, mußte nicht gesprochen werden von jenen Sachverhalten, mit denen die gegenwärtige Lage doch historisch unwiderruflich verkettet war: dem katastrophalen Erfolg, den der Nationalsozialismus unter den Deutschen und die Vernichtungspolitik in Europa gezeitigt hatten, von Schuld und Schulden, die auf deutscher Gegenwart lasteten. Entsprechend fallen die literaturpolitischen Folgerungen aus. Warb Klaus Mann für die Verbreitung der Exilliteratur, um ein Verständnis der aktuellen Lage aus ihrer Vorgeschichte zu ermöglichen und dadurch ein Fundament für den kulturellen Aufbau zu legen, sieht Alfred Andersch ‚die junge Generation‘ vor dieser ‚tabula rasa‘ aufgerufen, „in einem originalen Schöpfungsakt eine Erneuerung des deutschen geistigen Lebens zu vollbringen“¹⁰. Und dieser ‚originale Schöpfungsakt‘, so Andersch ausdrücklich in seinem Vortrag, könne „nur von solchen Tendenzen gespeist werden [...], die von einer (der gegenwärtigen Situation) ähnlichen Voraussetzungslosigkeit ausgehen“; die Literatur des Exils könne der aktuellen literarischen Aufgabenstellung daher keinerlei Hilfe oder Anregung bieten.

Die NS-Zeit im Rückblick der Gruppe 47

Wurde auf der einen Seite die vorgebliche ‚Voraussetzungslosigkeit‘ emphatisch betont, bekannte sich Andersch auf der anderen Seite mit gleicher Emphase zu einem äußerst konkreten geschichtlichen Sachverhalt: der Erfahrung des Landsers, die er in seinem Vortrag ‚unser Erleben‘ nennt und von der, so Andersch, die Entwicklung der ‚neuen‘ Literatur ihren Ausgang nehmen müsse.

Diese eigentümliche Kombination wurde rasch prägend für die Grundeinstellung in der frühen Gruppe 47. Sie ist charakterisiert durch vier Elemente. Erstens: der emphatische Bezug auf das Kriegserlebnis als Wehrmachtssoldat, das wieder und wieder angeführt wurde, um den Unterschied zu jenen zu betonen, die entweder, wie die ältere Generation, die Kriegsjahre zu Hause verbracht hatten, oder, wie die Exilanten, außerhalb Deutschlands. Zweitens: die ausdrückliche Leugnung jeglicher Verantwortung des deutschen Soldaten an den Verbrechen des Nazi-Regimes, insbesondere der Massenvernichtung; Alfred Andersch hatte in der Zeitschrift *Der Ruf* formuliert: „Die Kämpfer von Stalingrad, El Alamein und Cassino, denen auch von ihren Gegnern jede Achtung entgegengebracht wurde, sind unschuldig an den Verbrechen von Dachau und Buchenwald.“¹¹ Drittens: die Feier der spezifischen Soldatentugenden – wie etwa Mut, Disziplin, Kameradschaft –, als ob es keinen Zu-

⁹ MANN (wie Anm. 4), S. 219.

¹⁰ ANDERSCH (wie Anm. 7), S. 128.

¹¹ A. ANDERSCH, *Notwendige Aussage zum Nürnberger Prozeß*, in: *Der Ruf*, Nr. 1, 15.08.1946.

sammenhang zwischen dem isolierten Geltungsanspruch dieser Tugenden und dem Erfolg der NS-Politik gegeben hätte. Viertens: eine nachhaltige Tendenz, die Unterschiede zwischen den Opfern der Konzentrations- und Vernichtungslager und den deutschen Wehrmachtssoldaten aufzuheben.

Ein paradigmatisches Beispiel dafür, wie diese Auffassungen in die deutschsprachige Literatur der Nachkriegszeit Eingang gefunden haben, bildet Heinrich Bölls Roman *Wo warst du, Adam* von 1951. Die Darstellung des kleinen Landsers Feinhals versammelt nicht nur sämtliche der angeführten Merkmale; der Roman ist zudem auf prekärste Weise von einem katholisch ausgefärbten Philosemitismus gezeichnet, der sich am eklatantesten in der Darstellung der Jüdin Ilona Kartók zu erkennen gibt. Ihr Bild gerät Böll zur eindimensional positiv verklärten Verkörperung des Guten, deren Züge ins Madonnenhafte reichen; obendrein ist sie konvertierte Katholikin. Daß auch die zweite große jüdische Hauptfigur in Bölls Werk, Rahel Maria Ginzburg im Roman *Gruppenbild mit Dame* von 1971, gleichfalls konvertierte und praktizierende Katholikin ist, weist auf das Problem Bölls, jüdische Figuren mit dem ihnen eigenen Existenzrecht literarisch zu gestalten.¹² Wie nachhaltig bei Böll das Begehren nach Einebnung der Differenzen – nicht nur in konfessioneller Hinsicht – wirkte, verdeutlichen seine Ansprachen anläßlich der ‚Wochen der Brüderlichkeit‘, in denen er nicht zögert, von ‚uns Überlebenden‘ zu sprechen und hinter solchen Formeln die in der Lebenswirklichkeit der Menschen unhintergehbaren Differenzen unkenntlich zu machen.¹³

Von der Tagung der Gruppe 47 im Jahr 1955 ist ein kurzer Wortwechsel überliefert, der auf den ersten Blick fast banal erscheinen mag, bei genauerer Betrachtung jedoch ein scharfes Schlaglicht auf die entscheidende Konstituante nicht nur des Schreibens in der Gruppe 47 wirft, sondern der westdeutschen Nachkriegsliteratur insgesamt. Im Mittelpunkt steht Wolfgang Hildesheimer. Hildesheimer hatte die NS-Jahre in Palästina überlebt und ab 1947 als Dolmetscher an den Nürnberger Kriegsverbrecherprozessen mitgewirkt. Als er 1951 der Gruppe 47 beitrug, war er nahezu der einzige jüdische Autor deutscher Sprache, der bereit gewesen war, das Nachexil zu beenden, nach Westdeutschland zurückzukehren und dort, auf deutschem Boden, einen Beitrag zum Aufbau der deutschen Literatur zu leisten. Ab 1950 war er vor allem durch seine satirischen *Lieblosen Legenden* hervorgetreten. 1955 – im Kreis von Autoren wie etwa Hans Werner Richter, Heinrich Böll, Martin Walser, Günter Grass und anderen – entsteht eine Diskussion um sein Schreiben, vielleicht ausgelöst durch Fritz J. Raddatz' Forderung, daß er „nicht nur noch Luxus-Hotel-Persiflagen schreiben möge, um die Bürger-

¹² Vgl. M. SERRER, *Das Sakrament des Büffels. Zum Umgang mit dem Nationalsozialismus im Frühwerk Heinrich Bölls*, in: S. BRAESE u.a. (Hrsg.), *Deutsche Nachkriegsliteratur und der Holocaust*, Frankfurt a.M./New York 1998, S. 213–227.

¹³ Siehe hierzu genauer in: S. BRAESE, *Die andere Erinnerung. Jüdische Autoren in der westdeutschen Nachkriegsliteratur*, Berlin/Wien 2001, S. 475 ff. In diesem Band wird der Begriff der Erinnerungskonkurrenz in seiner grundlegenden literaturhistoriographischen Bedeutung dargelegt.

welt zu karikieren“.¹⁴ In dieser Diskussion räumt Hildesheimer ein, „ihm fehle das innere Erlebnis der Nazizeit“. Die Reaktion der Runde: Man „lachte [...], aber nicht böse“, und „(sagte) nur: ‚Seien Sie froh!‘“¹⁵

Diese kurze, als authentisch verbürgte Szene beleuchtet die Zustände in der Gruppe 47, genauer: die Gestalt ihres Diskurses. Auf Hildesheimers Hinweis, ihm fehle das innere Erlebnis der Nazi-Zeit, hätte – insbesondere von jenen, die solches ‚innere Erlebnis‘ kannten – die Frage folgen können, wie denn das äußere Erlebnis der Nazizeit gewesen sei – das wäre allerdings die Frage nach der Erfahrung von antisemitischer Hetze, Vertreibung, Flucht, materieller Not gewesen, nach der Erfahrung jüdischen Überlebens also. Diese Frage bleibt ungestellt. An ihre Stelle tritt vielmehr ein sich wohlwollend gerierendes Lachen – man lachte ‚nicht böse‘ –, gepaart mit der vermeintlichen Gewißheit eines deutlichen Vorsprungs an Leiden: „Seien Sie froh!“ – das heißt: „Seien Sie froh, daß Ihnen das innere Erlebnis der Nazizeit fehlt, jenes Erlebnis, das wir nämlich hatten und das deutlich schlimmer war als jedes äußere“ – und auf der Basis der heute vorliegenden Forschungsergebnisse zur Gruppe 47 muß man hinzufügen, wenn man diesen Diskurs bis auf seine konstitutive Struktur erkennbar zu machen trachtet: „jenes äußere Erlebnis der Nazizeit, von dem Sie zwar sprechen, von dem wir aber nichts wissen und nichts wissen wollen, und das aus guten Gründen, über die zu sprechen hier im Kreis der Gruppe 47 aber kategorisch abgelehnt wird, denn hier wird ausschließlich über Literatur gesprochen, nicht über ihre Voraussetzungen.“¹⁶

Erinnerungsdifferenz und Erinnerungskonkurrenz

An dieser Stelle mag deutlich werden, was *Erinnerungskonkurrenz* in der westdeutschen Nachkriegsliteratur bedeutete – und bedeutet. Sie gründet zunächst in einer *Differenz* der Erinnerungen, der Erinnerungen der überwältigenden Mehrheit der Deutschen auf der einen Seite, die die NS-Jahre entweder im Deutschen Reich oder dann als Wehrmachtsmitglieder in den von Deutschland überfallenen Ländern verbracht hatten, und den Überlebenden unter den Verfolgten auf der anderen Seite, die dem Zugriff der Deutschen durch Flucht über den ganzen Erdball zu entkommen versucht hatten. Unmittelbar nach 1945 begann sich jedoch überall dort, wo solche Erinnerungsdifferenzen aufzutreten drohten, das Gebot einer *Homogenisierung der Erinnerung* zu bilden. Vom Standpunkt eines solchen Gebotes aus wurde jede *Erinnerungsdifferenz* wahrgenommen als *Erinnerungskonkurrenz*, und zwar als eine Konkurrenz, die nicht, etwa als produktive Spannung, auszuhalten, sondern die, zugunsten der eigenen Erinnerung, so rasch wie möglich zu

¹⁴ F.J. RADDATZ, *Wiedersehen mit der Gruppe 47*, in: *Neue Deutsche Literatur*, Juli 1955, hier nach R. LETTAU (Hrsg.), *Die Gruppe 47. Bericht – Kritik – Polemik*, Neuwied/Berlin 1967, S. 112.

¹⁵ G. GIEFER/P. GUNDWIN, *Die Siebenundvierziger*, in: *Frankfurter Hefte* 10 (1955), S. 894.

¹⁶ Zu diesem Sachverhalt vgl. BRIEGLER (wie Anm. 6), S. 35–63.

überwinden war. Die beiden großen Diskursereignisse der Nachkriegsjahre, in denen die Weichen für den künftigen deutschen Kulturbetrieb gestellt wurden, waren von solchem Begehren nach Homogenisierung der Erinnerung bestimmt: die spektakuläre Auseinandersetzung um die Rückkehr Thomas Manns nach Deutschland 1945/46 sowie der erste deutsche Schriftstellerkongreß in Berlin 1947. Sie zeigen, wie diese Homogenisierung der Erinnerung im Wege der Ausgrenzung Erfolg hatte: sowohl auf der Ebene des offiziellen Betriebsdiskurses, also der Sprachregelungen, die die Medien und Ansprachen bestimmten, aber vor allem auch kulturpolitisch.

Im Fall der Auseinandersetzung um die Rückkehr Thomas Manns wirkte diese Erinnerungspolitik besonders subtil. Am Beispiel Thomas Manns wurde öffentlich die Frage erörtert, ob man, als die Machtübergabe an die Nationalsozialisten erfolgt war, hätte dableiben oder exilieren sollen. Den damals im Reich Verbliebenen, die sich in dieser Debatte zu Wort meldeten, fiel die Antwort darauf nicht schwer; und unter Anleitung insbesondere von Frank Thiess wurden die von Thomas Mann im Verlauf der Kontroverse angeführten Gründe, nicht nach Deutschland zurückzukehren, unter breiter Zustimmung im deutschen Publikum, hämisch diffamiert. Doch in diesem Widerstreit war ignoriert, daß schon seine Ausgangsfrage: dableiben oder exilieren? *per se* eine ausschließlich deutsche war, weil sie als historische schon nur für – nichtjüdische – Deutsche gegolten hatte –, denn für einen jüdischen Schriftsteller war ein Leben in Deutschland ab 1933 nicht mehr vorgesehen. In diesem Sinn waren jüdische Autoren, waren ihre Erinnerungen und Erfahrungen aus dieser Debatte strukturell getilgt.

Aber auch der erste deutsche Schriftstellerkongreß in Berlin 1947 zielte systematisch auf eine Marginalisierung, schließlich Tilgung jener Erfahrungen und Erinnerungen, die gegenläufig waren zur Mehrheitserinnerung in Deutschland. Unwidersprochen blieb dort etwa die Einschätzung von Ricarda Huch, daß durch die von Deutschen gezeigte „Geduld und Haltung im Ertragen unermesslichen Elends [nach dem Zusammenbruch] [...] das Schlechte“ – damit meinte sie die deutschen Verbrechen der NS-Jahre – „ausgeglichen“¹⁷ sei; und wer noch vom Exil sprach, wurde energisch aufgefordert, jetzt endlich den Schulterschuß mit der ‚inneren Emigration‘ zu suchen. Diese Schlaglichter mögen verdeutlichen, in welchem Maß der Grund längst bereitet war für die Anschauungen, die Alfred Andersch in seinem Vortrag vor der Gruppe 47 formuliert hatte. Schon Ende 1947 sind sie erkennbar als *de facto* durchgesetzter literaturpolitischer Konsens in den deutschen Besatzungszonen.

Daß jedoch die an diesen Orten systematisch betriebene Tilgung der Erinnerungsdifferenz nicht wirklich total hatte werden können, gründet in einem denkbar elementaren Sachverhalt: in der Unhintergebarkeit, mit der sich die Erfahrungen von Flucht, Exil und Vernichtung in die Subjektgeschichten der Überlebenden eingeschrieben hatten. Diese Unhintergebarkeit hat für rund 40 Jahre garantiert, daß die Erinnerungskonkurrenz – trotz der vielfältigsten Disziplinierungsstrategien im Literaturbetrieb – der Fluchtpunkt und die entscheidende Konstituante für deutschsprachiges Schreiben

¹⁷ R. HUCH, *Begrüßung*, in: *Ost und West* 1 (1947), H. 4, S. 25–28.

im historischen Nachraum der Vernichtung geblieben ist. Auf welche Weise auch immer Paul Celan und Nelly Sachs, Wolfgang Hildesheimer und Peter Weiss, Grete Weil und Edgar Hilsenrath von der Erfahrung des Nationalsozialismus schreiben und sprechen wollten – schrieben sie ‚davon‘ in deutscher Sprache, so sprachen sie ‚davon‘ zu deutschem Publikum und hinein in ihren spezifischen Diskursraum. Und dieser Diskursraum war nicht nur davon geprägt, daß der überwältigende Teil seiner Mitglieder über ihre Erfahrungen nicht verfügte. Sondern er war – noch entscheidender – dadurch bestimmt, daß der *anderen* Erinnerung und dem von ihr konstituierten Schreiben ein genuiner Ort in der westdeutschen Nachkriegsliteratur ausdrücklich streitig gemacht, ihr Anspruch auf eine Teilhabe an der ‚neuen‘ deutschen Nationalliteratur entschieden abgelehnt wurde.

Welches Werk und welche Werkkonstellation im Segment jener westdeutschen Nachkriegsliteratur, die von der Erfahrung des Nationalsozialismus handelt, man auch immer mustert – das Moment der Erinnerungskonkurrenz wird mal mehr, mal weniger offenkundig erkennbar als jener – spannungsvolle – Grund, auf dem diese Werke sich bewegen. Im Folgenden sei nur an einigen sehr wenigen Beispielen gezeigt, auf welche unterschiedliche Weise Erinnerungskonkurrenz in der westdeutschen Nachkriegsliteratur gewirkt hat, bevor ihre Virulenz zum Schluß an einem noch einigermaßen aktuellen Beispiel aufgezeigt sei.

Zu den seinerzeit aufsehenerregendsten einschlägigen literarischen Ereignissen zählte das Erscheinen des *Tagebuchs der Anne Frank* und die Aufführung der dramatisierten Version an zahlreichen deutschen Bühnen. Die Entstehungsgeschichte sowohl der deutschsprachigen Version sowie die Rezeption der Theateraufführungen markieren zum einen, wie wenig sich weite Teile des deutschen Publikums der katastrophalen Erfahrung, von der das *Tagebuch* handelt, tatsächlich auszusetzen bereit waren. Zum anderen wird deutlich, in welchem Maß ein authentisches Dokument aus der Geschichte der Verfolgung für einen Modus der ‚Vergangenheitsbewältigung‘ instrumentalisiert wurde, der die Schuldfrage mit aller Kraft zu unterdrücken suchte. Die Übersetzerin schon der ersten deutschsprachigen Version, die 1950 erschien, bekannte ausdrücklich, daß sie „Schimpfworte gegen die Deutschen“¹⁸ vermeiden wollte, und nahm zahlreiche Manipulationen am Text vor, in denen aus den ‚Deutschen‘ etwa einmal ‚die besetzende Macht‘ wird oder Anne Franks Bemerkung in ihrem *Leitfaden für das Hinterhaus*: „Erlaubt sind alle Kultursprachen, also kein Deutsch“ gefälscht wird in „Alle Kultursprachen, aber leise!!!“¹⁹ Die Vorworte der ersten deutschen Ausgaben, von Marie Baum und von Albrecht Goes, betreiben nicht nur eine nach-

¹⁸ ANONYM, *Anne Frank: Was schrieb das Kind?*, in: *Der Spiegel*, 01.04.1959, S. 55. Die Übersetzerin Anneliese Schütz wird mit den Worten zitiert: „Ich habe mir immer gesagt, ein Buch, das man einmal in Deutschland verkaufen will, kann keine Schimpfworte gegen die Deutschen enthalten.“

¹⁹ Vergleiche *Das Tagebuch der Anne Frank*, Frankfurt a.M./Hamburg 1955, S. 73 und 50 mit der kritischen Ausgabe RIJKSINSTITUUT VOOR OORLOGSDOKUMENTATIE (Hrsg.), *Die Tagebücher der Anne Frank*, Frankfurt a.M. 1988, S. 414 und 366; die Schütz-Version dort auch synoptisch.

haltige Enthistorisierung des Textes, sondern offerieren ihn mit Nachdruck identifikatorischer Lektüre. Die dramatisierte Version, in der das *Tagebuch* Zehntausende von Deutschen erreichte, radikalisierte diese Zurichtung des Textes, die in eine Reaktion mündete, wie sie einmal von Theodor W. Adorno berichtet wurde: „Man hat mir die Geschichte einer Frau erzählt, die einer Aufführung des dramatisierten *Tagebuchs* der Anne Frank beiwohnte und danach erschüttert sagte: ja, aber das Mädchen hätte man doch wenigstens leben lassen sollen.“²⁰ Die Massenvernichtung der europäischen Juden war hier geronnen zum Opferbild des unschuldigen Mädchens. Knapper war schon für Adorno nicht zu dokumentieren gewesen, was die Reaktion weiter Teile des deutschen Publikums auf das *Tagebuch* kennzeichnete: die völlige Abgelöstheit von Rührung und Mitleid von einer irgend kognitiv verfaßten Einsicht in die historische – und historisch begründete – Katastrophe der Vernichtung.

„Was Anne Frank im *Inneren* des Lagers widerfahren ist“, so stellte George Steiner mit Blick auf den westdeutschen Anne Frank-Boom der fünfziger Jahre fest, „darüber sagen ja die Aufzeichnungen nichts.“²¹ *Ferne*, nicht etwa Nähe zum Geschehen in den Vernichtungsstätten bildete für lange Zeit die Voraussetzung dafür, daß ein Text, der die NS-Verbrechen thematisiert, eine irgend nachweisbare Aufnahme im deutschen Publikum fand. Das wird sehr deutlich im Vergleich der Rezeptionsgeschichten des *Tagebuchs der Anne Frank* und des Romans *Nacht* von Edgar Hilsenrath, der 1964 erschien. Hilsenraths dokumentarischer Roman spielt ausschließlich in einem rumänischen Vernichtungsghetto und beschreibt auf eindringliche Weise die Entmenschlichung der dort zusammengetriebenen Juden, die durch Aushungerung, Seuchen, Arbeit zum Tode und Erschießungen systematisch ermordet werden. Das in diesem Roman gezeichnete Bild des Juden widersprach auf so eklatante Weise dem durch die *Tagebuch*-Rezeption eingeführten philesemitisch modellierten Opferbild des unschuldigen Mädchens, daß noch vor Erscheinen des Buches eine verlagsinterne Opposition den Versuch unternahm, die Publikation in Deutschland zu verhindern. Auch in diesen Fällen, in dieser Konstellation war Erinnerungskonkurrenz virulent. Sie bestand hier jedoch nicht etwa zwischen den Erinnerungen Anne Franks und Edgar Hilsenraths; im Gegenteil, ihrer beider Erinnerungen bezeichnen nur verschiedene Orte auf der Skala der Erfahrung nationalsozialistischer Vernichtungspolitik. Erinnerungskonkurrenz wirkt hier als Regulierungsgewalt in der westdeutschen Rezeption: zunächst in den Zurichtungen, die das *Tagebuch der Anne Frank* erfährt; sodann in der diskurspolitisch hochgradig wirkungsvollen Stilisierung solchen manipulierten Zeugnisses zum repräsentativen literarischen Ausdruck der Vernichtungserfahrung schlechthin; schließlich in den Anstrengungen, jene Wortmeldungen zum Verstummen zu bringen, die gegen solche stereotypisierte Opferbilder opponieren.

²⁰ TH. W. ADORNO, *Was bedeutet: Aufarbeitung der Vergangenheit*, in: DERS., *Gesammelte Schriften*, Bd. 10.2: *Kulturkritik und Gesellschaft II*, Frankfurt a.M. 1977, S. 570.

²¹ G. STEINER, *Sprache und Schweigen. Essays über Sprache, Literatur und das Unmenschliche*, Frankfurt a.M. 1969, S. 145.

Auf gänzlich andere Weise kommt Erinnerungskonkurrenz in Grete Weils Roman *Tramhalte Beethovenstraat* von 1963 zum Ausdruck. Die singuläre Stellung dieses Romans in der Geschichte der westdeutschen Nachkriegsliteratur gründet darin, daß Weil die Erinnerungskonkurrenz in ihrem Buch explizit zum Gegenstand macht und zur Diskussion zu stellen versucht. Sie erzählt die Geschichte eines deutschen Schriftstellers, der zufällig Augenzeuge der Amsterdamer Deportationen wird und nach diesem ‚Sturz in die Wahrheit‘²² in die deutsche Normalität sowohl seines Elternhauses noch während des Krieges, aber auch des deutschen Nachkriegs und des Wirtschaftswunders nicht mehr zurückfindet. In ihrer Erzählung gestaltet Weil die Problematik deutscher und jüdischer Wahrnehmung, Erfahrung und Sprache und diskutiert wie kein anderer Autor ihrer Zeit die Not einer Sprachlosigkeit, die in einer von der Mehrheitsgesellschaft nicht akzeptierten Erinnerungsdifferenz gründet. Diese Not wird besonders eindrücklich, zugleich literatur- und betriebspolitisch hochbrisant thematisiert in der Begegnung des Schriftstellers mit seiner früheren Verlegerin nach Kriegsende. „Leute wie du“, schleudert sie ihm entgegen, „sind an diesem Nazipack zerbrochen. Ich nicht. [...] Es ist eine herrliche Zeit. So viele Talente. Jugend, rücksichtslose Jugend, die sich einen Teufel um das Vergangene schert. Das, worüber ihr geweint habt, ist ihnen nicht einmal einen Fußtritt wert. Recht haben sie. Ihnen gehört die Zukunft. [...] Ihr habt keine Zukunft mehr. Eure Generation hat verspielt. [...] Ihr seid zu schwach. Taugt nicht fürs Leben. [...] Kraft gehört zum Leben. Nur wenige haben sie und ihr schon gar nicht. Ihr seid zu sentimental. Das Sentiment ist passé.“²³ In solchen Schilderungen paraphrasierte Grete Weil eine Kritik an der deutschen Nachkriegsliteratur, wie sie auch andere kritische Betrachter der literarischen Gegenwart, wie etwa Wolfdietrich Schnurre,²⁴ zur gleichen Zeit äußerten. Auch unter diesem Aspekt – des Blicks auf die aktuellen Verhältnisse im deutschen Literaturbetrieb – barg Weils Buch einen dramatisch konkreten zeithistorischen Gehalt. Erinnerungskonkurrenz als entscheidende Konstituante auch des westdeutschen Literaturbetriebs und seiner Zulassungskriterien war in keinem Roman der Zeit so genau erkannt und zur Darstellung gebracht wie in Grete Weils *Tramhalte Beethovenstraat*.

An der Virulenz der Erinnerungskonkurrenz hat auch die antiautoritäre Bewegung – anders, als vielleicht zu vermuten gewesen wäre – nahezu nichts geändert. Das sei hier an zwei knappen Beispielen angedeutet. 1973 war Wolfgang Hildesheimers *Masante* erschienen, dessen monologisierendes Ich – deutlicher noch als in dem 1965 veröffentlichten *Tynset* – erkennbar ist als das eines der NS-Vernichtungspolitik Entkommenen, dessen Reflexionen gezeichnet sind von der Not des Lebens im Nachraum der Vernichtung, in der quälenden Gegenwart der Vergangenheit. Wie wenig maßgebliche Funktionäre im westdeutschen Literaturbetrieb bereit waren, sich solcher Lektürebegegnung und -erfahrung noch auszusetzen, verdeutlicht die Rezension

²² A. VON SCHIRNDING, *Der Sturz in die Wahrheit – Zur Neuausgabe von Grete Weils ‚Tramhalte Beethovenstraat‘*, in: *Süddeutsche Zeitung*, 26.03.1992.

²³ G. WEIL, *Tramhalte Beethovenstraat*, Freiburg i.Br. 1995, S. 158.

²⁴ W. SCHNURRE, *Verlernen die Erzähler das Erzählen?*, in: *Die Welt*, 31.10.1962.

Joachim Kaisers. Kaiser, der, als Adorno-Schüler, immerhin vertraut war nicht nur mit Grundsachverhalten jüdischer Exilerfahrung, sondern auch mit jener ästhetischen Moderne, an die Hildesheimers Schreiben anknüpfte, schreibt: „Und wo? Und wann? Und wer? Um was geht es, ja was heißt überhaupt ‚Masante‘? Handfeste Information bitte: woran sind denn die Erinnerungen, Bekenntnisse, Geschwätzigkeiten und Ängste befestigt? Darauf haben Leser ein Recht.“ Kaiser nimmt Anstoß an „(den) ‚Bösen‘, (den) ‚Häscher‘, (den) ewigen Nazis, denen [...] ewige Angst und Verachtung gelten: sie alle haben keine Geschichte. Sind also nur böse – offenbar nicht böse geworden, wie es [...] Böll, als er die unnachsichtig und doch mitleidsvoll entwickelte Figur des SS-Chorleiters Filskeit beschrieb (*Wo warst du, Adam?*). In Hildesheimers Endzeit-Welt sind die Bösen gleichsam Marsmenschen aus Germanien. ‚Häscher‘. Alles weitergehende Interesse gilt den Opfern.“²⁵ Die Geduld dessen, der hier spricht – das ist schwerlich überhörbar – ist am Ende. Und im letzten Satz – „Alles weitergehende Interesse gilt den Opfern“ – ist deutlich ausgesprochen, daß jedes Buch, das hier und heute den Beifall des Unterzeichneten finden will, *mehr* Interesse als *Masante* an den *Tätern* zeigen muß. Schon Alfred Andersch hatte in dem bereits zitierten Vortrag den Anspruch an die künftige deutsche Nationalliteratur gerichtet, nicht nur ‚unser Erleben‘ zum Ausgangspunkt zu nehmen; sondern er hatte insbesondere die etwaig zurückkehrenden Exilanten aufgefordert, diese ‚neue‘ deutsche Literatur von jedweden „Ressentiment gegen Deutschland schlechthin“²⁶ zu entlasten. Kaisers Rezension verdeutlicht, daß dieses literaturpolitische Erbe aus den allerersten Nachkriegsjahren durch die Entwicklungen nach der Revolte nicht etwa revidiert, sondern erneuert worden zu sein schien.

Ein nicht weniger markantes Beispiel für den Verschiebungsdruck, der die gesamte westdeutsche Rezeption insbesondere des Hildesheimer-Cœuvres durchzieht und dem Hildesheimer *auch nach* der Zäsur der Revolte begegnet, findet sich in einem Gespräch, das Walter Jens 1968 mit seinem Freund Hildesheimer führte. In einer berühmten Partie in *Tynset* hatte Hildesheimer geschrieben: „Soweit Hamar. Ist dazu noch etwas zu sagen? Ich glaube nicht. Doch. Im letzten Krieg hat der deutsche Kommandant dreizehn Einwohner an Laternenpfählen aufhängen lassen. Siebzehn Einwohner waren zu einem solchen Tod auserlesen, aber der Kommandant war in Eile, daher erschoss er die letzten vier, einem Befehl von oben vorgreifend, eigenhändig.“²⁷ Jens, der auf ‚das Politische‘ in Hildesheimers Arbeit zu sprechen kommen möchte, zitiert ausdrücklich *diese* Stelle aus der Erinnerung wie folgt: „Da hängen die gehängten deutschen Soldaten in Norwegen.“²⁸ Wie ‚unbewußt‘, werden die im Rahmen einer deutschen ‚Strafaktion‘ erhängten siebzehn norwegischen

²⁵ J. KAISER, *Stilleben mit Häschern – Plauderton und Verzweiflung: Wolfgang Hildesheimers ‚Masante‘*, in: *Süddeutsche Zeitung*, 14./15.04.1973.

²⁶ ANDERSCH (wie Anm. 7), S. 128.

²⁷ W. HILDESHEIMER, *Tynset*, Frankfurt a.M. 1976, S. 18 f.

²⁸ W. HILDESHEIMER, *Walter Jens*, ‚Selbstanzeige‘, in: W. KOCH (Hrsg.), *Selbstanzeige. Schriftsteller im Gespräch*, Frankfurt a.M. 1971, wiederabgedruckt in: V. JEHL (Hrsg.), *Wolfgang Hildesheimer*, Frankfurt a.M. 1989, S. 228.

Bürger in Jens' Erinnerung ‚ausgetauscht‘ durch in Norwegen erhängte deutsche Soldaten.

Die jüngere Entwicklung

In den mehr als drei Jahrzehnten, die seitdem verstrichen sind, haben sich die Diskurse, in denen in Deutschland von den NS-Jahren und den Massenverbrechen gehandelt wird, vielfältig verändert. Die Kontroverse um Rainer Werner Fassbinders Drama *Der Müll, die Stadt und der Tod*, die Ausstrahlung der US-Fernsehserie *Holocaust*, die Debatte um Peter Weiss' *Ästhetik des Widerstands* stehen am Anfang jener zunehmenden Thematisierung der NS-Vergangenheit in der deutschen Öffentlichkeit, die in der neuesten Zeit etwa mit den Stichworten Klemperer-Tagebücher, Goldhagen-Debatte, Wehrmachtsausstellung, Holocaust-Denkmal zu bezeichnen wäre. Unter dem Einfluß nicht zuletzt solcher herausragenden Diskursereignisse hat sich auch die literarische Arbeit an den NS-Gegenständen gewandelt; und mit einer gewissen Regelmäßigkeit, so kann heute gesagt werden, liefert auch der Buchmarkt einschlägige Anlässe zu einer öffentlichen Debatte über die NS-Zeit, ihre Verbrechen und die Frage ihrer Darstellbarkeit. 1992 war es Ruth Klügers *Weiter leben – Eine Jugend*, das für eine gewisse Frist solche Aufmerksamkeit erregte. In ihrer hochgradig selbstreflexiven Erinnerungsschrift über ihre Jugend in Wien, ihre Aufenthalte in den Lagern Theresienstadt, Auschwitz und Großrosen und die erste Nachkriegszeit in Deutschland bis zu ihrer Abreise in die USA kommt sie auf einen jungen Mann namens Christoph zu sprechen, den sie unmittelbar nach Kriegsende in Regensburg kennenlernt. „Der war beheimatet in Deutschland“, schreibt Klüger, „verwurzelt in einer bestimmten deutschen Landschaft und wurde für mich der Inbegriff des Deutschen. Der wußte, wo und wer er war. Auch heute noch. Großzügig, liebenswürdig zieht er aus, die Fremde zu erobern, und dabei will er nicht mehr von ihr lernen, als ohne Gefährdung der Eigenständigkeit zu machen ist. Aber ist Lernen ohne eine solche Gefährdung richtiges Lernen?“²⁹ Diese Freundschaft, so Klüger in ihrem Buch, habe bis zur Gegenwart angehalten; und eines ihrer viele Jahre später geführten Gespräche schildert sie so: „Ohne mit einer Unhöflichkeit rund herauszukommen, läßt Christoph durchblicken, ich könne kein gemäßigtes Urteil fällen über die Katastrophen, die uns heute bedrohen, denn für mich sei von Haus aus alles katastrophal, und auch das Prinzip Hoffnung verstünde ich aus biographischen Gründen nicht. Ich antworte, daß vielleicht auch die Urteilsfähigkeit der früheren Hitlerjungen durch ihre Erziehung beeinträchtigt sei. Die Bemerkung hält er für unangebracht. Seine wohlwollende Überlegenheit hilft ihm, nicht zu verstehen, was ich sage.“³⁰

Nicht lange nach Erscheinen ihres Buches hat Ruth Klüger bestätigt, daß sich hinter Christoph Martin Walser verberge; und tatsächlich ist vor nicht allzu langer Zeit jener Walser, wie er bei Klüger zur Darstellung gelangt ist,

²⁹ R. KLÜGER, *Weiter leben – Eine Jugend*, Göttingen 1992, S. 211 f.

³⁰ Ebd., S. 217.

auch einer breiteren Öffentlichkeit authentisch erkennbar geworden, im Wortlaut seiner ‚Sonntagsrede‘ aus Anlaß der Verleihung des Friedenspreises des deutschen Buchhandels im Oktober 1998. Nach Wochen erregter öffentlicher Kontroverse – die zeitweilig den Rang erster Tagesschau-Meldungen erreichte – fand eine ‚Aussprache‘ zwischen dem Preisträger und dem wohl entschiedensten seiner wenigen prominenten Widersacher, Ignatz Bubis, statt. Im Verlauf des Gesprächs kam Walser auf seine Auseinandersetzung mit der NS-Vergangenheit zu sprechen:

Walser: „[...] ich war in diesem Feld beschäftigt, da waren Sie noch mit ganz anderen Dingen beschäftigt. Sie haben sich diesen Problemen später zugewendet; Sie haben sich diesen Problemen später zugewendet als ich.“

Bubis: „Ich hätte nicht leben können. Ich hätte nicht weiterleben können, wenn ich mich damit früher beschäftigt hätte.“

Walser: „Und ich mußte, um weiterleben zu können, mich damit beschäftigen.“³¹

Diese kurze Partie verdeutlicht *in nuce* jene Erinnerungsdifferenz und Erinnerungskonkurrenz, wie sie die westdeutsche Nachkriegsliteratur entscheidend bestimmt hatte. Walser inszeniert hier eine kennzeichnende Verkehrung der Positionen: Der deutsche Schriftsteller des Jahrgangs 1927 sucht Bubis gegenüber geltend zu machen, daß er, der Deutsche, sich im Ausmaß seiner ‚Betroffenheit‘ durch die NS-Vernichtungspolitik auch von einem Überlebenden des Holocaust nicht übertreffen lassen will. Im Gegenteil: Im Hinweis auf die erst spätere Beschäftigung von Bubis ‚in diesem Feld‘ wird suggeriert, daß dessen Betroffenheit wohl geringer gewesen, zumindest lange Zeit von ‚ganz anderen Dingen‘ überragt worden sei. Bubis’ Antwort bringt in ganz einfachen, zugleich ganz persönlichen Worten die Hemmungen des Überlebenden zur Sprache, sich mit jener Katastrophe auseinanderzusetzen, die seine Eltern das Leben gekostet und die Davongekommenen dem Trauma der Überlebenden ausgesetzt hat. Damit ist der Kern der Geschiedenheit zwischen den Sprechenden bezeichnet. Doch indem Walser das Weiterleben des Überlebenden der Vernichtungspolitik mit seinem eigenen Weiterleben parallelisiert, leugnet er diese kategoriale Geschiedenheit. Tatsächlich war hier mit aller denkbaren diskurspolitischen Entschlossenheit die Auffassung vorgetragen, daß es für heutige Ansprüche irgend relevante Unterschiede in der Nähe, der Unmittelbarkeit zur NS-Erfahrung zwischen Juden und Deutschen nicht gibt – insbesondere wenn es um den Anspruch einer authentischen und integralen Sprache über und Erinnerung an die Jahre des NS-Regimes ging.

Noch einmal ist hier dokumentiert: Die Geschiedenheit der Erfahrungen kann als solche *nicht* anerkannt werden; sie wird empfunden als Konkurrenz

³¹ Wir brauchen eine neue Sprache für die Erinnerung – Das Treffen von Ignatz Bubis und Martin Walser: Vom Wegschauen als lebensrettender Maßnahme, von der Befreiung des Gewissens und den Rechten der Literatur, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 14.12.1998.

der Erinnerungen, die nicht auszuhalten, sondern einzig zu überwinden ist, zugunsten der eigenen. In diesem Sinn war hier denkbar authentisch gesprochen aus der Mitte einer für den Literaturbetrieb der westdeutschen Nachkriegsliteratur konstitutiven Tradition. In den Werken der jüdischen Autoren deutscher Sprache war die subjektgeschichtlich unhintergehbare Erinnerungskonkurrenz jedoch literarisch gestaltet worden; und indem sie das leisteten, war in ihnen zugleich das Angebot formuliert, an jener „Restitution der Sprache zwischen Deutschen und Juden“ zu arbeiten, von der Gershom Scholem einmal gesprochen hatte.³² Dieses Angebot blieb unaufgegriffen. Mit dieser Hypothek, aufgenommen in den ersten 40 Jahren westdeutscher Literatur nach 1945, bleibt notwendig auch über 50 Jahre nach der militärischen Niederschlagung des NS-Regimes und der Öffnung der Lager literarische Arbeit in deutscher Sprache, für deutsches Publikum belastet.

³² G. SCHOLEM [Beitrag zum Jüdischen Weltkongreß 1966], in: A. MELZER (Hrsg.), *Deutsche und Juden – ein unlösbares Problem. Reden zum jüdischen Weltkongreß 1966*, Düsseldorf 1966, S. 33.